

Ausbeutung der Arbeiter ein; diese seien für die immer mehr um sich greifende Gewinnsucht nur Maschinen, die dafür da seien, daß der gesamte Betrieb laufe. 1847 fordert er in seinem Hirtenbrief den gerechten Lohn für die Arbeit, im Sinn der „strengen Gerechtigkeit, die fordere, daß der Lohn der Arbeit entspreche, ein Entgelt sei für die geleistete Arbeit“. Gleichzeitig warnt er die Arbeiter vor den sozialistischen und kommunistischen Systemen.

Schließlich sei noch der Erzbischof von Paris genannt, Mgr. *Affre*, der in der Revolution von 1848 ums Leben kam. In fast allen seiner Hirtenbriefe befaßt er sich mit der Verbesserung des Loses der arbeitenden Klasse. 1843 schreibt er: „Man muß die Löhne erhöhen, damit diese Klasse wieder jene Zahl erreicht, die nötig ist, um die anfallende Arbeit zu leisten.“ (Das sind die Worte eines bekannten Volkswirtschaftlers, dessen Namen wir nicht nennen wollen.) Hört es wohl: man muß dem Arbeiter und seinen Kindern zu essen geben, damit man Werkzeuge für die Fabrikation hat, nicht weil sie vernunftbegabte Wesen sind, die zum Himmel aufschauen ... Deswegen das Proletariat.“

Man sieht: die Bischöfe sind auf die soziale Frage vom Religiösen her gestoßen, und sie haben auch zunächst vom Religiösen her eine Antwort gegeben. Eigene soziale Überlegungen fehlen entweder noch oder sind nur schwach angedeutet. Wichtiger jedoch und nicht übersehen werden darf die Tatsache, daß die Bischöfe kraft ihres Amtes Stellung zu den Übeln ihrer Zeit nahmen.

Der Erfolg war freilich nicht allzu groß. Der Grund dafür ist sowohl im liberalen Großbürgertum zu suchen wie auch bei den Arbeitern selbst. Einer der Großindustriellen des Nordens bezichtigte z. B. Bischof *Belmas* 1841 vor dem Conseil Général des Manufactures der Unwissenheit und Unzuständigkeit. Die bürgerliche Presse Lyons nahm die Hirtenbriefe *Bonalds* überhaupt nicht zur Kenntnis und spielte Kardinal *Giraud* gegen *Bonald* aus, indem sie Stellen aus dessen Hirtenbriefen zitierte, wo er die Regierung lobt und die Arbeiter vor den Sozialisten warnt, nicht aber jene, in denen er ebenfalls auf die Lage der Arbeiter eingeht. Die Arbeiter ihrerseits wehrten sich im Namen der Gewissensfreiheit gegen die „Einmischung“ der Bischöfe, obwohl sie sachlich die Stellungnahme der Bischöfe nur billigen mußten. (*Revue de l'Action populaire, April 1961.*)

Laien studieren Theologie

Im Rahmen des Erzbischöflichen Seelsorgeamtes Wien wurde 1940 ein „Theologisches Laienjahr“ eingerichtet zu einer strengen theologischen Schulung der Teilnehmer mit zweimal zwei Abendstunden in der Woche. 1941 wurde es auf zwei Jahre ausgedehnt. Diesem für Akademiker und Maturanten bestimmten Jahr fügte man 1943 eine „Glaubensschule für Absolventen einer Fach- oder Pflichtschule“ hinzu, die 1944 ebenfalls in einen zweijährigen Kurs umgewandelt wurde. Unter Zustimmung aller österreichischen Bischöfe wurde 1950 ein „Fernkurs theologischer Laienbildung“ von einer Dauer von zweieinviertel Jahr für Akademiker und Maturanten geschaffen, neben dem schon im folgenden Jahr ein Kurs für Absolventen einer Fach- oder Pflichtschule eingerichtet wurde. Die Wiener theologischen Kurse wurden 1941 ergänzt durch Seminare während des Schuljahres, die meist drei Monate dauern und wöchentlich einmal abgehalten werden. Seit 1952 wurden für beide Kurse je eine Seminarwoche im Sommer eingeführt. Von Theologieprofessoren der Universitäten, der bischöflichen Seminare und der Ordenslehranstalten wurden Vorlesungen über christliche Philosophie, Fundamentaltheologie, Dogmatik, Moraltheologie mit Soziallehre, Altes und Neues Testament, Kirchengeschichte, Kirchenrecht, Liturgik, Frömmigkeitslehre und zusätzlich Pastoraltheologie gehalten. Der Besuch der Vorlesungen ist verpflichtend. Den Teil-

nehmern der Fernkurse werden monatlich Skripten zugesandt. In jedem Jahr findet eine Studienwoche statt, die für die Teilnehmer verpflichtend ist. Die Wochen werden zu verschiedenen Terminen an verschiedenen Orten Österreichs (Westen, Osten, Süden) gehalten. Prüfungen können abgelegt werden, sind aber nicht verpflichtend. Sie werden in den diözesanen Hauptstädten unter dem Beisitz eines bischöflichen Prüfungskommissars abgelegt. Auf Grund der bestandenen Prüfung und des Vorschlags der Kursleitung erhalten die Teilnehmer das Zeugnis der wissenschaftlichen Eignung für die missio canonica.

Die Kurse sollen zuerst den einzelnen Katholiken selbst bilden, dann ihn fähig machen, in seinem Lebenskreis das katholische Apostolat auszuüben. Schließlich sollen die Teilnehmer auch am hierarchischen Apostolat der Kirche mitarbeiten.

Bis jetzt haben 6330 Katholiken an diesen Kursen teilgenommen. Die am stärksten vertretene Gruppe (40%) ist in allen Kurstypen die zwischen 20–30 Jahren. Auch geistliche Genossenschaften lassen ihre Mitglieder in den Kursen ausbilden. Gegen 200 wurden in eigenen Kursen für Klosterfrauen geschult; gegen 400 besuchten die allgemeinen Laienkurse. Das Interesse an den Kursen ist nach wie vor groß, obwohl jeder Teilnehmer praktisch seine ganze Freizeit während zweier Jahre dieser theologischen Arbeit widmen muß. (Laien studieren Theologie, Wien 1961, *Österreichisches Seelsorgeinstitut*.)

UMSCHAU

Zu Ernst Jüngers letzten Schriften

Die Zeiten, in denen eine kühne Jugend sich an den Werken Jüngers begeisterte, sind längst vorüber. Der Kriegsschriftsteller, Essayist und Dichter erreichte seinen größten Erfolg mit seinem Großcapriccio „Auf den Marmorklippen“, wobei viele einer Fehldeutung unterlagen, als habe der Verfasser die einzelnen Figuren des Nationalsozialismus zeichnen wollen. In den letzten Jahren wurden zwar noch alle seine Veröffentlichungen beachtet, finden auch eine sorgsame Würdigung, aber im allgemeinen gilt Ernst Jünger als eine etwas abseitige Erscheinung. Dazu mischt sich viel Kritik. Friedrich Heer etwa übernimmt zu seiner Würdigung die Überschrift eines Aufsatzes von K. Bachler in der Schweizer Rundschau: „Idylliker des Nihilismus“, nennt ihn einen Globetrotter, der interessiert die Weltausstellung des Geistes in der Gegenwart besehe und dessen Sprache, das erste Sakrament Gottes und der Menschen,

zur Drogen und zum Mittel, andere und sich selbst zu betäuben, werde, zu einer verbergenden Chiffre, hinter der die Wollust steter und steriler Selbstbefriedigung lauere. So werde Sprache zu einer Spinne, die alle ihren Fangarmen zugänglichen Dinge aussauge¹. Gegen solche Kritiker ist nicht viel zu sagen; sie offenbaren sich selbst mehr als ihre Gegenstände. Eine Reihe von Büchern wurde geschrieben, um den Verfasser, seine einzelnen Schriften und das Gesamtwerk zu würdigen und es in die Zeit zu stellen, wobei es den einen oder andern drängte, Jüngers Anschauungen zu Prämissen zu machen und seine geistige Entwicklung als auf das Christentum zielend vorwegzunehmen. So etwa Gerhard Nebel.

Ob Ernst Jünger einem gefällt oder nicht, – jeder ruhig und gerecht denkende Leser wird bei dem Studium der

¹ Friedrich Heer, *Europäische Geistesgeschichte*, Stuttgart 1953, 644f., 659.